

BUNTE WELT

Nr. 1

Unterhaltungsbeilage

1933

Willi Tieze: Die stolze Stadt

Kleine Geschichten aus Madrid

Madrid wird in die Geschichte eingehen als großes Beispiel. Wofür, das ist mit einem Wort nicht gesagt. Wer es nicht erlebt hat, vermag kaum den innersten Jubelruf nachzuempfinden. Vorstellend läßt sich so etwas nicht. Die Wirklichkeit übertrifft die Phantasie; diese bleibt arm dagegen.

Wieviele mögen den Wunsch geäußert haben, teils aus Neugierde, teils um das Gruseln kennenzulernen, einen Tag in Madrid zu verbringen, um zu erfahren wie man in einer belagerten Millionenstadt lebt, die unter Kanonenfeuer steht, wo man mit der Straßenbahn an die Front fahren kann? Wo immer du dich befindest, was immer du auch tun magst, wann immer es auch sein möge, ob du arbeitest, schläfst, ißt, über die Straße gehst, auf die Tram wartest, ein Kino, einen Tabakladen betrittst, kann vor, hinter und über dir eine Granate einschlagen, dich verwunden oder töten. Läßt sich das der Wirklichkeit nachempfinden?

Was sind das für Menschen, die Madrider, die ein solches Leben der Gefahren und Entbehrungen nun schon bald ein Jahr erdulden? Worin liegt das Geheimnis ihrer Widerstandskraft?

Ein Bekannter, der aus Madrid zurückkehrte, sagte skeptisch: Ich glaube nicht ans Selbentum der Madrider; alles ist nur Gewohnheit.

Gewiß, alles ist nur Gewohnheit. Auch das Dasein im Schützengraben wird zur Gewohnheit. Also nichts Besonderes?

Wieviel gehört aber dazu, bebod aus einem Zustand der Lebensgefahr Gewohnheit wird! Wer an die Front geht, in Madrid verbleibt, schläft in Gedanken mit seinem Leben ab; darauf kommt es an. In dieser Ubertwindung liegt der Mut, in der Bereitschaft, sein Leben zu opfern, die Größe. Daß jeder insgeheim denkt, ihn werde es nicht treffen, ist nur natürlich.

Wer oder was hat die Madrider gezwungen, in der belagerten Stadt zu bleiben, ihr Leben aufs Spiel zu setzen? — Die Regierung ordnete die Evakuierung an. Die Madrider nahmen Gesetze noch nie übertrieben ernst; auch diesmal nicht. Sie blieben. Was hielt sie zurück? Verachten sie das Leben, den Tod? — Das wäre unnatürlich und auch uninteressant. Welche ist die Triebfeder ihres Handelns? Ein Wort genügt; vielleicht umfaßt es nicht den ganzen feilschen Gehalt, aber ins Wesentliche zielt es. Es heißt: Stolz. Darin liegt meiner Meinung nach das Geheimnis ihres Stolzismus, ihrer grobartigen, großen Lebensart. Mit dem Blick auf den Belagerer, auf den Feind, wird aus dem Wort Stolz: Verachtung. Sie verachten alles, was von ihm kommt; auch seine Granaten.

Es ist Mittag. Wir befinden uns in der engen, wimmelnden calle Telvan, die auf die Plaza del Sol mündet, Madrids Zentrum.

In einer Weinschenke hinter der Theke verkauft ein Junge Wein. Er riecht für eine bejahrte Frau aus dem Volk durch einen Trich-

ter Rotwein in ihre mitgebrachte Flasche. Während er damit beschäftigt ist, krepiert ganz nahe eine großkalibrige Granate mit donnerndem Getöse, daß die Mauern beben. Die Hand des Jungen beginnt zu zittern, er vergießt Wein. Da sagt die Frau aus dem Volk: Oye chico, no tiembles, me tiras el vino. („Du, Junge, zittere nicht, du vergießt mir den Wein.“)

In diesen lakonischen Worten erschöpfte sich ihre Reaktion auf den Mordanschlag auf der Luft. Die Anwesenden lachten, auch der Barjunge.

Die unerschütterliche Ruhe dieser einfachen Frau aus dem Madrider Volk bleibt ein Erlebnis. Die Madrider Zivilbevölkerung, und gar die Frauen, sind nicht bewaffnet, es sei denn mit Stolz; sie ertragen einseitig passiv die Todesgefahr.

Ein anderes Beispiel. Im Kinosaal ist während der Vorstellung eine Granate einge-

schlagen, sie hat in der Decke ein Loch gerissen. Das Publikum besieht sich den Schaden, man beratschlagt, ob die Vorstellung abgebrochen oder fortgesetzt werden soll. Alle sind dafür; die unter der schadhafsten Stelle des Plafonds sitzen, rücken etwas zur Seite, es wird wieder dunkel und der Filmstreifen rollt wieder an.

An einer beliebigen Haltestelle der Straßenbahn, in einer beliebigen Straße, warten mehrere Personen, darunter auch Frauen und Mädchen auf den nächsten Wagen. Eine Granate tötet zwei, verwundet drei. Feuerwehr und Sanität sind gleich zur Stelle; bevor sie aber noch kommen, haben die Umstehenden den Verwundeten schon die erste Hilfe gebracht.

Madrid übt eine merkwürdige und mächtige Anziehungskraft aus. Die es noch nie gesehen, wollen es zum ersten Male sehen, die es vor dem Krieg kannten, möchten es wiedersehen, um zu sehen, wie es jetzt ist, wie jetzt die Menschen leben. Für diese kann die Anziehungskraft unwiderstehlich werden und sie das Leben kosten. Folgende kleine Geschichte möge dafür zeugen.

Fast jeder Spanier und viele Ausländer, die seit längerer Zeit im Lande wohnten, haben im faschistischen Gebiet einen oder mehrere Verwandte und Bekannte. Der Krieg brach gerade zur Ferienzeit aus. Tausende waren auf Urlaub, zur Erholung in andere Provinzen gereist, nach Hause zu den Eltern oder nach dem kühleren Norden ans Meer. Und kamen nicht mehr wieder.

Veim internationalen Roten Kreuz sind bisher etwa 150.000 Anfragen eingegangen, die sich an Personen richteten im Machtbereich Franco's. Davon konnten 80.000 nicht beantwortet werden. Und wieviel Todesurteile mag es unter den 130.000 gegeben haben? Wieviel unersehbarer Verlust für Eltern, Söhne und Geschwister! Unzähligen ging diese stets bange Frage nach: was mag aus ihm geworden sein? Ist er tot, im Gefängnis, in Freiheit? Viele meiner Freunde wurden ermordet. Hauptsächlich in Galicien. Manchen gelang es über die Grenze nach Portugal zu entkommen. Vergebens. Sie wurden dort ins Gefängnis geworfen, dann an die spanischen Faschisten ausgeliefert, wieder eingekerkert, gefoltert und dann hingerichtet, denn Salgar Oliveira, der Machthaber Portugals, leistet Franco Heterdienst. Von Ramon aber wußte ich lange nichts. Ich fragte mich oft: was mag aus diesem Vergeßzuten Jungen geworden sein? Vor nicht allzu langer Zeit wurde mir auch über sein Schicksal Bescheid.

Ich kannte ihn viele Jahre in Madrid. Er hatte einen Heiligentopf, wie ihn die spanischen Meister malten: länglich und blank. Er konnte aber kindlich lachen wie ein Mensch, der gekipelt wird. Sein Vater war ein wohlhabender Landwirt und Mühlenbesitzer aus Kastilien, dort wo es am kastilischsten ist, das Mittelalter lebendiger als die Gegenwart, der beste Weizen Spaniens gedeiht, auf die rotbraune, baum-

Lied von den Kampfmaschinen

Einmal schlief das Erz; wir weckten es zum Leben
und trieben in die Erde Schacht auf Schacht.
Wir schürften, schlugen, preßten es in Defen,
bis sprühend sich ergoß aus dunkler Nacht.

Maschinen wurden; doch nicht uns zu dienen
entstanden sie aus glutgeschweißtem Stahl.
Wir beugten uns zum Takte der Maschinen:
Wir dienten ihnen — weiß ein Herr befehl.

Maschinen spien Seide, Garn und Leinen,
Maschinen gruben Furchen in das Feld.
Im Stahlgedröhn verkauf der Menschheit
Weinen:
Maschinen spien Feuer in die Welt.

Maschinen zogen donnernd durch die Lüfte
und säten Granen über Land und Meer.
Und alles, alles nur zum Heil der Wenigen:
In Nacht und Tod verging das große Heer.

Doch einmal schweigen rings die Werk-
maschinen.
Mit harten Sägen alle Nächte steh'n
und wollen nicht den gold'nen Götzen dienen
und langsam, stumm dabei zugrunde geh'n.

Sie reden hoch die eisenharten Häuste
und drohend starren dunkle Eisenmäuler,
Maschinen, die sie schufen, aus den Reich'n ..

Zu ihrem Fluche wirkten sie bis heute
und schükten ihrer Herren Glück und Ruh.
Nun decken sie mit wildem Eisenhagel
die Ordnung zu.

Und hämmern, bis die Ketten all zersprungen,
und sind beflamnte Diener ihrer Hand,
die mit dem letzten Feind sich selbst zerstören.
Dann seid ihr frei, und frei ist ener Land.

Martin Grill.

lose Fläche und verfallene Städte und Dörfer die Sonne niederbrennt, im Winter eisalter, trockener Wind über sie hinweg, wo romanische Kirchen aus dem siebenten und neunten Jahrhundert stehen, zwischen Salamanca, Zamora und León, am Duero. In der Nähe seines Rathhauses liegen die Gotischen Felder, die campos goticos. Sein Vater war blond, blauäugig, die Mutter arabisch schwarz, und er wie sie. Seine Eltern waren mit dem Minister der Monarchie und späteren Kammerpräsidenten der Zeit Ferron-Gil Nobles, mit Alba, sehr befreundet, ebenso mit dem Führer der Großagrarier Sid. Ramon verachtete diese Herrschaften und war nicht zu bewegen, ihre Gunst für einen persönlichen Vorteil anzunehmen, mochten die Eltern auch in ihn dringen, dies zu tun. Er zog es vor stellungslöser Advokat zu bleiben und bei den Prüfungen, die zur Besetzung einer Stellung seiner Karriere, sei es Richter oder Staatsanwalt, ausgeschrieben wurden, durchzufallen, als diesen einflussreichen Herren zu Dank verpflichtet zu sein, worin er, wie jedermann zugeben wird, seinem großen Landsmann, Don Quijote, alle Ehre erwieis, denn man muß wissen, daß sich bei solchen Prüfungen zehnmal mehr Bewerber meldeten, als es ausgeschriebene Stellen gab und nicht die Leistungen entschieden, sondern die Protektion, die einer hatte.

Ich sah ihn zum letzten Male am 18. Juli in Madrid. Ich kam von einer mehrtägigen Reise mit der Pädagogischen Mission zurück, die uns in die entlegensten Gegenden und allerärmsten Dörfer Spaniens geführt hatte, nicht allzu weit weg von Ramons Vaterstadt, wo wir Theater und Filmvorführungen zum Besten gegeben hatten. Er hatte nur auf mich gewartet, um sich zu verabschieden. Am nächsten Tag fuhr er auf Sommerferien nach Hause. Wir sahen uns nicht wieder.

Am 17. brach die Militärrevolte in Marrocco aus, am 20. morgens führten wir die Kaserne de la Montaña, in der Mittagszeit waren wir die Beherrscher Madrids.

Wo die Faschisten sich behaupteten, vorzüglich in den ländlichen Provinzen, begannen allsogleich die Barholomäusnächte.

Was mag aus Ramon geworden sein, fragten wir uns später oftmals. Sie werden ihn nicht getötet haben. Die Freundschaft seiner Eltern mit den Feinden der Republik dürfte ihn vor der Ermordung durch seine ehemaligen Schulkameraden, die Falangisten geworden waren, bewahrt haben. Gern hätte ich gewußt, ob er der Lügentrommel der faschistischen Gazetten widerstanden, seinen „roten“ Freunden in Madrid die Treue gehalten hat. Beinahe ein Jahr später klärte sich alles auf.

Franco mobilisierte alle Männer zwischen dem 18. und 45. Lebensjahr. Auch für Ramon kam die Stunde, da er Wehr und Befehl erhielt, auf seine ehemaligen Freunde zu schießen.

Ende Mai kam er nach Madrid; fast bis Madrid. Er sah die Stadt ganz nah vor sich, aber sie war unerreichbar für ihn. An der Front der Universitätsstadt verbrachte er Woche um Woche. Es war zum Verrücktwerden! Vom Schützengraben bis zum Haus, wo ich gewohnt und wo er mich fast täglich besuchte hatte, waren es kaum hundert Meter. Kaum hundert Meter! Und doch war dieses Haus für ihn unerreichbar, ferner als Tokio oder Johannesburg. Das Haus, eine siebenstöckige Mietskaserne, die vorlehte in der kurzen Häuserzeile, die von der plaza Moncloa beim Gefängnis, bereits ins Freie, in die Felder und Anlagen der Universitätsstadt reicht, und links in den Parque del Oeste führte, stand noch da, freilich innen war alles zerstört, aber das konnte er nicht sehen oder nicht wissen. Er sah also die Dachterrasse, auf der er im

vergangenen Frühling noch Kaffee mit uns genommen, er sah das Fenster, wenn auch ohne Scheibe, durch das er so oft über die Universitätsstadt und den Parque del Oeste hinweg nach der Sierra von Guadarrama und Gredos geblickt, wo im Mai, während unten schon Sonnenglut brannte, die obersten Bergrücken noch im Schnee glänzten.

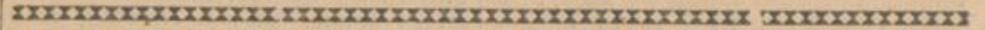
Jeden Tag sah er diese Städte vor sich, Erinnerungen tauchten auf; sie verwirrten sich mit der Wirklichkeit zu etwas Gespensischen, Irrationellen. Manchmal begriff er nicht, warum er hier war, warum er nicht aufstand und in die Stadt ging, in ein Café, in ein Kino, um Bekannte wiederzusehen.

Gespräche, die er mit uns geführt, kamen ins Gedächtnis zurück, der Tonfall der Stimmen, Gelächter; das Sponien vor dem Ausbruch des Krieges entstand vor ihm; gleich vielen hatte vielleicht auch er schon vergessen, wie alles gekommen war. Nach dem Befehl der Asoziation mußte der Ort Ideen lebendig machen, wie er sie in Unterhaltungen gehört, in Büchern und Zeitungen gelesen, ihm deutlich machen wie sehr er auf unsrer Seite gestanden.

So war es auch, und die Folge ein brennender Wunsch, Madrid wiederzusehen, vergleichbar dem eines alternden Mannes, noch einmal 19 Jahre zu sein. Wie mag die Gran

Via aussehen, die Puerta del Sol, die Calle Alcalá? Was mögen die Freunde, die Bekannten machen? Sind sie an der Front, haben sie hohe Chargen, hohe Ämter; was denken sie? Er hat in wenigen Wochen mehr erlebt, als vorher in zwanzig Jahren, aber niemand gehabt, dem er sich hätte mitteilen können. Die Vorstellung, die Freunde wiederzusehen, sie zu umarmen, zu fragen und zu erzählen, berückte ihn. Wie schwächlich war seine Seele vordem! Freiheit war ein leeres Wort. Jetzt atmete er sie mit beiden Lungen. Wie in einem Gefängnis kam er sich vor, draußen aber wartete die Geliebte auf ihn. Er konnte sterben, nimmer mehr das lodende Freiheitsgefühl...

Den Schluß berichtete mir José, Leutnant der Sanität, unser gemeinsamer Bekannter. Es war Ende Juni. In der Universitätsstadt herrschte seit langem Ruhe. Gegen Morgengrauen wurden sie eines Tages durch kurzes Aufklappen von Maschinengewehrknattern aus dem Halbschlummer geschreckt. Dann war wieder Stille. Sie hörten sehr nah das Stöhnen eines Menschen. Soldaten zogen dann einen verwundeten Ueberläufer über die Sandsäcke in den Graben. Er hatte zwei Steckschüsse im Rücken. Statt Worte kam bellrotes Blut. Sein Gesicht war leichenblau. Er öffnete noch einmal die Augen. Es war Ramon.



Panzerkreuzer und Bombenwerfer

Sind die Schlachtschiffe überholt?

Die U. S. A. haben soeben einen neuen 35.000-Tonnen-Panzerkreuzer aufgelegt und werden Ende 1938 vier dieser Ueberdreadnoughts besitzen.

Die Red.

Die zwei Jahrzehnte nach dem Ende des Weltkrieges haben so etwas wie eine „Krise des Schlachtschiffgedankens“ gebracht. In dem Maße, in dem die Flugzeuge leistungsfähiger wurden, wurden die Stimmen lauter, die das Schlachtschiff als überholt, nicht konkurrenzfähig und jedenfalls viel zu teuer hinstellten. Auch meinten die Kritiker, daß man für die gleiche Summe, die ein Riesenschiff kostete, jedenfalls eine ganze Flotte kleinerer und kleiner Einheiten, vom Unterseeboot bis zum schnellen Torpedoboot, herstellen könnte. Am meisten Gewicht wird aber auf die Feststellung gelegt, daß eine einzige, verhältnismäßig billige Fliegerbombe ein Großkampfschiff vernichten könnte. Es lohne sich also, mehr und schneller Flugzeuge zu bauen und auf die großen Schlachtschiffe überhaupt zu verzichten.

Die Admiralitäten aller Nationen, die Seegelung besitzen, haben sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt. Nicht ein Land hat auf den Bau von neuen Riesenschiffen verzichtet. Das könnte entweder bedeuten, daß die maßgebenden Persönlichkeiten alle miteinander altmodische Herren seien, die in den letzten zwei Jahrzehnten keine Schlüsse aus den neuen Tatsachen gezogen haben, oder daß die Schlüsse eben in ganz anderer Richtung liegen. Mit anderen Worten: daß die, die von der technischen Vollkommenheit der Luft- und Unterseeboot-Waffe überzeugt sind, Unrecht haben. Da es bisher an einem „Spanien des Wassers“ gefehlt hat, in dem die kriegführenden Nationen gewissermaßen privat und außerhalb des Krieges den Wert ihrer Waffen hätten erproben können, müssen die Ergebnisse von kombinierten Flotten- und Luftwaffen-Mandern herangezogen werden. Hier hat sich nun, und zwar in England und den USA, Folgendes ergeben:

Wenn eine Kampflotte von großen Schlachtschiffen, die von einer entsprechenden Zahl kleinerer Einheiten begleitet wird, von einem Gegner angegriffen wird, der eine ungefähre gleiche Anzahl von Schiffen noch durch Flugzeuggeschwader unterstützt, so liegt der Vorteil durchaus nicht einseitig bei diesem Gegner. Die Schlachtschiffe sind sich ungefähr gleichwertig. Der Sieg hängt von der stärkeren Bewaffnung, der größeren Manövrierfähigkeit und der Geschicklichkeit ab. Die Flugzeuge spielen aber kaum mehr als eine Statistenrolle. Sie können die Schlachtschiffe zwar beunruhigen, ihnen aber kaum ernsthaften Schaden zufügen. Einige wenige Fliegergeschiffe, an Bord des Schlachtschiffes aufgestellt, scheinen zu genügen, um die Flugzeuge in großer Höhe zu halten. Gerade ein Angriff auf ein bewegliches Ziel, wie ein Schlachtschiff, ist darstellbar, kann vom Flugzeug aus aber nur dann durchgeführt werden, wenn der Apparat ganz dicht über dem Kreuzer fliegt. Sogar bei unbeweglichen Zielen — Klößen usw. — hat sich während der letzten amerikanischen Flottenmanöver ergeben, daß von hundert aus mittlerer Höhe abgeworfenen Bomben nur drei ihr Ziele erreicht haben. Das Trefferverhältnis ist also sehr ungünstig, wenn man berücksichtigt, daß ein Flugzeug nur eine beschränkte Zahl von Bomben mit sich führen kann. Selbst diese wenigen Treffer brauchen den Kampfwert eines großen Kreuzers aber nicht unbedingt zu vernichten. Kombinierte Ekstrathermit-Ladungen können zwar dem Panzerdeck empfindliche Wunden schlagen, einen Teil der Oberbauten fortsetzen und einen Teil der Besatzung kampfunfähig machen, aber die Manövrierfähigkeit des Kreuzers kann unbeeinträchtigt bleiben. Etwas mehr Erfolg könnte an sich ein Geschwaderangriff im Sturzflug haben. Es ist wahrscheinlich, daß der Schaden, den die Flugzeuge dabei erleiden würden, verhältnismäßig ebenso groß wie der der feindlichen, schwimmenden Einheiten sein würde.

Außerdem sind der Verwendbarkeit des Flugzeugs — wenigstens vorläufig — gewisse technische Grenzen gesetzt. Nur bei Seeschlachten in Küstennähe, die aber leicht vermieden werden

können, ist der Einsatz von Schlachtschiffen noch von Bedeutung. In anderen Fällen wird der Einsatz von Flugzeugen die Schlachtschiffe überholt.

Friedrich Gottretreue: Die Nummer

können, haben die Flugzeuge den kurzen Anflugsweg, der ihr schnelles Eingreifen ermöglicht. Andernfalls sind sie auf ein Flugzeugmuttergeschiff angewiesen, das seinerseits wegen seiner größeren Schwerfälligkeit und seiner weiten, ungeschützten Deckflächen ein vorzügliches Ziel bietet. Die hauptsächlichsten Einwände lassen sich aber daraus herleiten, daß wohl niemals der Fall eintritt, daß nur einem der Gegner Flugzeuge bei Seeschlachten zur Verfügung stehen. Dann aber haben sich die gegenseitigen Luftwaffen insoweit auf, daß sie ihre Kräfte im Kampfe gegeneinander verbrauchen und zur Bekämpfung des angeblich dankbarsten Ziels, des Tiefenpanzerkreuzers, nicht mehr wirksam verwendet werden können.

Zimmerhin bleibt noch eine mathematische Ueberlegung. Die Zahl der Schüsse, die ein modernes Schlachtschiff innerhalb einer Stunde bei einer 40.6-Besüßung abfeuern kann, beträgt etwa 600, wobei das Gewicht eines Geschosses etwa 1000 Kilogramm betragen soll. Die gleiche Zahl kann von rund 900 Flugzeugen in der gleichen Zeit durch Bombenabwürfe erreicht werden. Man wäre also zu der Gleichung: 1 Panzerkreuzer = 900 Bombenflugzeuge versucht. Von den 900 Bombenflugzeugen würde aber wenigstens der zehnte Teil das Kampfsziel erreichen. Der Gegner könnte durch ein Duzend Kampfbomben manövrierunfähig gemacht werden, wobei noch viele Flugzeuge übrigblieben. Einer Vernichtung des Schiffes würde also das Ueberleben zahlreicher Bomber gegenüberstehen, und die Kostenfrage würde zugunsten der Flugzeuge entschieden sein. Aber diese Ueberlegung ist theoretisch. Sie berücksichtigt nicht die gleich großen Flugzeugzahlen, die der Gegner ins Gefecht schicken kann, und sie berücksichtigt vor allem nicht die Fortschritte, die man im Schlachtschiffbau gemacht hat.

Die Oberfläche eines modernen Kreuzers bietet, trotz größerer Fläche, viel weniger Ziel als die eines entsprechenden Types aus der Weltkriegszeit. Die Panzerung ist zwar nicht stark genug (und kann nicht stark genug sein), um jeder Bombe zu widerstehen, wenn sie aus großer Höhe abgeworfen wird. Es ist aber gezeigt worden, daß gerade aus großer Höhe Treffer vom Flugzeug aus zu den Ausnahmen gehören müssen. Man braucht nicht einmal so weit zu gehen wie der französische Admiral Castex, der beim Neubau von Panzerschiffen eine Art Stromlinienform gewahrt wissen will, durch die alle Ueberwasseranteile mittels eines glatten Panzers abgedeckt wären. Auch so sind die Schlachtschiffe noch imstande, ihre traditionellen Aufgaben durchzuführen. Die Flugwaffe hat andere Kampfmotive und eine andere Bedeutung. Selbstverständlich kann es bei einem Duell zwischen Schiff und Flugzeug zu einem (kostenmäßig verblüffenden) Sieg des Flugzeuges kommen, aber die alte Regel, daß eine neue Waffe nur solange gut ist, bis man eine Gegenwaffe gefunden hat, braucht für diesen Fall nicht einmal angewendet zu werden. Beide Waffen können hier ausgezeichnet sein, aber sie brauchen miteinander ebensowenig in Kontakt zu kommen wie die Billiae, oft sehr wirksame Handgranate mit dem kostspieligen Kerngeschütz, die beide einen grundlegend verschiedenen Zweck haben.

M.F.P.

Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinde, als der ohne Ziel herumläuft.

Lessing.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht wirkt wie der Wein, nur eine Nacht. Logan.

Wer den ersten Sklaven machte, war der erste Hochverräter an der Menschheit. Seneca.

Ins Bureau der Telephonzentrale trat ein verstört aussehender Herr ein.

„Eine neue Nummer will ich!“, rief er ohne jede Einleitung und drehte den Hut aufgeregt in seinen Händen. „Eine neue Nummer!“

„Was für eine Nummer meinen Sie denn?“, fragte die Stimme hinter dem höchsten Bult, „wollen Sie vielleicht auf Nummer Sicher?“

Die anderen lachten über den Wis, sie fanden ihn ausgezeichnet, sie hatten stets die Ansicht vertreten, daß der Herr Stubenvorsitz seinen Beruf versteht habe und eigentlich hätte zur Bühne gehen sollen.

„Sie, wenn Sie sich über mich lustig machen wollen“, brauste der Fremde auf, indem er seinen Hut auf rasende Touren brachte, „dann werde ich mich über Sie beschweren!“

Aber angesichts des Weisfalls, den sein Wis geerntet hatte, konnte Herr Stubenvorsitz sich nicht enthalten, den Besucher noch ein wenig zu frozzen.

„Was ist denn nun bei Ihnen wirklich los? Vielleicht ein kleines Schräubchen, he?“

„Unglaubliche Frechheit“, tobte der andere. „Eine neue Telephonnummer will ich haben!“

„Eine neue Telephonnummer? Warum denn das?“

„Weil ich mich nicht beleidigen lasse. Eben ist mir mein Telephon in die Wohnung gelegt worden. Aber was für eine Nummer hat man mir gegeben? Sechzehnsechszwanzig!“

„Na und? Sind Sie abergläubisch! Quersumme macht doch vierzehn.“

Quersumme interessiert mich nicht. Aber die Nummer. Värenzweig, mein Nachbar Värenzweig, hat sein Telephon schon vor einem Vierteljahr bekommen, aber ihm haben Sie eine viel neuere Nummer gegeben: er hat zweiundzwanzigzweiundsechzig. Warum soll ich eine alte haben und er eine neue? Ist Värenzweigs Geld vielleicht besser als meins, wie?“

Herr Stubenvorsitz wollte den Wortschwall mit der Beistellung unterbrechen, daß

für die Auswahl der vom Telephonamt zu vergebenden Nummern gewisse bureaumäßige und technische Notwendigkeiten maßgeblich seien; es habe gewiß keine Absicht bestanden, dem Herrn irgendwie zu beleidigen; alte Nummern seien doch genau so gut wie neue . . .

Aber diese Erklärung nützte nichts.

„Meine Nummer muß höher sein als Värenzweigs, jetzt werde ich mir selbst eine aussuchen. Wo ist Ihr Nummernkasten?“

Die Beamten lachten.

Jetzt war es Stubenvorsitz, der Haltung betehrte.

„Lieber Herr“, erwiderte er ruhig, „der Beamte, der den Schlüssel zum Nummernkasten verwaltet, ist in Urlaub.“

„Und kein Stellvertreter da? Diese Mißwirtschaft bei den Behörden. Und überhaupt, mit welcher Summe sind Sie denn von Värenzweig befohlen worden? Das Nummergeschäft bringt wohl gute Nebeneinnahmen, was?“

Eine Sekunde herrschte Schweigen.

Dann brach am Bureauhimmel ein Gewitter los.

„Das ist Beamtenbeleidigung!“, rief Herr Stubenvorsitz.

„Das brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen!“, ergänzten die anderen im erregten Chor.

„Lümmel!“ schrie Stubenvorsitz.

„Her mit meiner Nummer, korruptes Pack!“, brüllte der Fremde dazwischen.

„Festhalten!“, forderten die Beamten, bezogen Kampfstellung und näherten sich vorsichtig dem Aufgeregten, der jedem an die Gurgel zu springen drohte, der ihn anfassen wollte. Und bei dem erbitterten Hardemenge, das sich entspann, legte er seine geringen Kräfte an den Tag.

Als die Polizei eintraf, um den unfreundlichen Besucher erst einmal mit sich zu nehmen, war Herr Stubenvorsitz um ein Auge ärmer, so daß er sofort ins Krankenhaus übergeführt werden mußte.

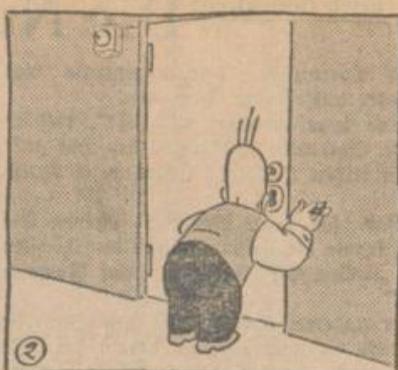
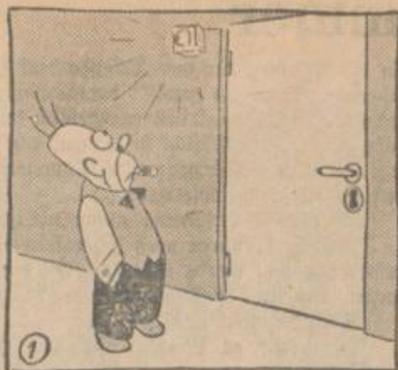
Die anderen hatten noch Glück. Die menschlichenfreundlichen Sanitäter der „Ersten Hilfe“ konnten sie an Ort und Stelle behandeln.

Ein Archiv erdgeschichtlicher Urkunden

Die Menschen haben im Verlaufe ihrer Geschichte alle Erdteile in unzähligen Expeditionen, Wanderungen, Feldzügen usw. durchforstet, so daß die weißen Flecken auf der Landkarte spärlich geworden sind. Wir kennen wenigstens in groben Umrissen den Verlauf der Gebirge und der wichtigsten Flüsse, wir sind über den Küstenverlauf ziemlich bis in die Einzelheiten orientiert. Selbst das Geheimnis, das bisher über Nord- und Südpol lag, beginnt sich zu lüften. Hingegen sind unsere Kenntnisse über die Tiefen der Ozeane noch sehr beschränkt. Wir kennen ungefähr den Verlauf des Profils der Ozeanbetten. Im Interesse der Seeschifffahrt sind zahlreiche Tiefenmessungen vorgenommen worden. Doch über den Charakter des Bodens des Meeresgrundes sind wir beinahe noch vollkommen im Unklaren, denn es ist sehr schwierig, in Tiefen von tausenden Metern Bodenproben zu entnehmen. Die Kenntnis des Meeresbodens ist nun für uns in mancher Hinsicht von großem Interesse, da wir aus solchen Kenntnissen Rückschlüsse über den geologischen Charakter des Meeresbodens machen können. Es ist uns ferner möglich festzustellen, ob eventuell einmal Meeresboden, der heute in einer

Tiefe von Tausenden von Metern zu finden ist, vor Jahrmillionen Bestand vielleicht gewesen ist. Wir gewinnen so Aufschlüsse über die Kontinentbildung usw. Wir sehen also, daß der Wissenschaft ziemlich viel daran gelegen ist, ihren Kenntnisstand über die Beschaffenheit des Meeresbodens in großen Ozeantiefen zu erweitern und zu bereichern.

In letzter Zeit sind bei der Fahrt des Kabelausbesserungsdampfers „Lord Kelvin“ mit Hilfe eines interessanten von Dr. Piggot vom Carnegie-Institut konstruierten Gerätes Bodenproben vom Boden des Atlantischen Ozeans entnommen worden. Zum ersten Male gelang es, nicht nur oberflächlich mit Hilfe eines Zangengreifers eine dürftige Probe des Bodens abzuschaben, sondern bis zu einer Tiefe von 3 Metern vorzudringen. Anlässlich der Reparatur des Kabels von Neufundland nach Irland, die der Dampfer „Lord Kelvin“ während seiner Fahrt ausführte, wurden 12 Proben aus Tiefen von 1300 bis 5000 Metern ans Tageslicht befördert. Dies sind die ersten Proben, die einen Einblick wenigstens in die obersten Schichten des Tiefenseemeeresbodens vermitteln. Wie ist nun das Gerät konstruiert, mit dem die Bodenproben entnommen werden? Es ist mit einem Geschütz zu vergleichen, das ein Probenentnahmerohr in den Boden hinein



Adamsón erwartet Neujahrsrechnungen

schleht. Bei Berührung mit dem Boden wird eine Schuhladung zur Entzündung gebracht, die ein Bohrer von 3 Metern Länge in den Boden treibt. Dieses Bohrer trägt innen ein austauschbares Rohr, das nach dem Hochziehen der Vorrichtung die Einzelprobe enthält. Das Rohr wird nachher in der Mitte längs geteilt. Eine Hälfte wird zur Kontrolle aufbewahrt und die andere Hälfte für Untersuchungs-zwecke verwendet. Was zeigen uns die in dem Rohr übereinander geschichteten Bodenschichten? Stammen die Proben von der Küstennähe, so werden wir Aufschlüsse über die Art von Ablagerungen bekommen, die Flüsse ins Meer schleppen. Wir werden ferner über Meeresströmungen usw. unterrichtet werden. Beimischungen von Steinen und Sand sind ein Zeichen für Küstennähe oder Eisfalten, die einstmals an der Wasseroberfläche geschmolzen sind. Meeresbewohnerreste ermöglichen es uns, Schlüsse auf das Alter einer Bodenschicht zu ziehen, zu erkennen, ob das Meer an der betreffenden Stelle früher tiefer oder seichter war. Temperaturwechsel der Meeresströmungen lassen sich aus solchen Meeresbewohnerresten gleichfalls erkennen, wenn sie Nester von Tieren enthalten, die gewöhnlich nur in wärmeren Meereschichten angetroffen werden.

Die Arbeit dieser Probenentnahme ist eine mühselige. Bei mehr oder minder starkem Seegang müssen viele tausend Meter Seil, an dessen Ende die Vorrichtung hängt, herabgelassen werden. Mag auch ein Kabeldampfer wegen seiner starken Maschinen gegen die mehr oder minder immer aufgeregte See angehen können, so wird doch das Schiff durch den Seegang stark hin und her geworfen. Die Unbilden der Bitterung nehmen den Forscher mehr oder weniger mit, der seine mühselige Arbeit im Dienste der Wissenschaft ausführt. Es ist bei solchen Forschungsarbeiten viel stilles Heldentum dabei, von dem die Mehrzahl der Menschheit nur wenig ahnt, und das doch beinahe täglich geleistet wird an vielen hundert Stellen auf der Erde.

Martin, Ing.

Eine Krankheit unserer Zeit

Die medizinische Gesellschaft von Kalifornien veranstaltet von Zeit zu Zeit Enquêtes über die wichtige Frage: „Welches ist die Krankheit, die die meisten Opfer fordert?“ und „Was kann gegen sie unternommen werden?“

Die Gegenüberstellung von derlei Enquêtes resp. von deren Ergebnissen bietet stets ein aufschlußreiches Bild des Befehls der die Menschheit bedrohenden Geißeln und eine Ermunterung für die Mediziner, die ad oculos demonstriert erhalten, daß ihre Arbeit nicht vergeblich ist.

Die fürchterlichen Epidemien haben ihre Schrecken verloren, ja sie erscheinen fast völlig gebannt. Pest, Blattern, Cholera, es sind die Namen unbekannter Gespenster geworden, die im Begriffsvermögen der Menschen von heute nicht mehr Platz finden. Die Kinderkrankheiten, würgen unsere Kleinen nicht mehr. Diphtherie, Scharlach, Masern, die giftigsten Pähne sind ihnen gezogen. Das „Secum“ ist auf allen Gebieten siegreich vorgegangen und die Hygiene, die die Mutter im Kindheit behütet. Gegen die Tuberkulose kämpft man erfolgreich mit Sonne, Diät und Operationsmesser.

Die Enquête der medizinischen Gesellschaft von Kalifornien ergab nun, daß es zwei Krankheiten sind, die die meisten Opfer fordern: die Krankheiten des Herzens und der gierige Wörder Krebs. Sie ergab aber auch, daß die Mediziner im Kampfe gegen diese beiden Feinde der Menschheit Wege eingeschlagen haben, die zum Erfolge zu führen versprechen.

An der Angabe neuer Vorschläge, Wunder wirkender Diäten und Präparate, verblüffender Operationsmethoden und dergleichen mehr fehlte es nicht. Und es hatte den Anschein, als sollte das Endergebnis der Sache alles in allem den Ergebnissen der meisten vorangegangenen Enquêtes gleichen. Eine einzige Antwort überschritt den Rahmen des Alltäglichen.

Auf die Frage: Welches ist die Krankheit, die die meisten Opfer fordert? antwortete der

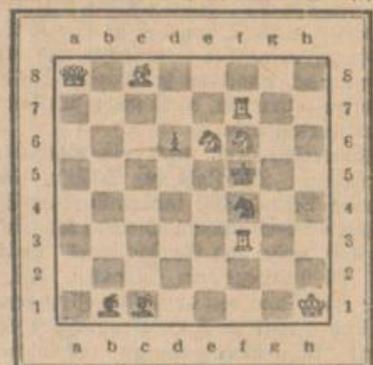
Schreiber, ein Arzt aus New York, in großen, deutlichen Buchstaben: „Die Rot“.

Sidney Sullivan.

Schach ins Volk

Schachaufgabe Nr. 372.
Von K. A. K. Larsen.

Schwarz: Kf5, Lb1, c1, Sf4, Bd6. (5)



Weiß: Khl, Da8, Tf3, Tf, Lc8, Se6, f6. (7)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drukowa 32, Post Modlan, einzuenden.

Lösungszug zu Nr. 369: Tc3-d3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbrütz; Dinschler Emil, Tetschen; Ulbert Ottomar, Johndorf; Rudek Peter, Brüx; Topper Franz, Karlsbad; Amler Rudolf, Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschütz; Hahl Erwin, Lohmüller Hans, Chimiak Teo, Freundl Anton, Hofeld Otto, sämtlich Nesteratz; Walter Ludwig, Sleinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwitzkau; Berger Josef, Klein-Augend; Hyma Josef, Hostomitz; Schöpka Josef, Komotau; Ulbert Rudolf, Proselitz; Havel Franz, Modlan; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Strache Rudolf, Klötzig Rudolf, Richter Oswald, Strache Karl, Richter Heinrich, Pfeiffer Ernst, sämtlich Groß-Priesen; Tröster Kurt u. Schmied Willi, Klein-Priesen, Strohschneider Willi, Waitze.

Allen Schachgenossen und Mitarbeitern den herzlichsten Glückwunsch zum Jahreswechsel.

Gleichzeitig danke ich für alle mir entgegengebrachten Glückwünsche.

Partie Nr. 147.
Damengambit.

Gespielt im Korrespondenzturnier des Sachový list 1936

	Weiß:	Schwarz:
	Livaneč, Bruch	Bania, Komotau
1.	c2-c4	Sg8-f6
2.	Sb1-c3	e7-e6
3.	d2-d4	d7-d5
4.	Lc1-g5	Sb8-d7
5.	e4xd5	e6xd5
6.	e2-e3	Lf8-b4

Schwach gespielt, besser war c6; 7. Ld3, Ld6; 8. Se2, 0-0.

7. Lf1-d3 h7-h6
8. Lg5-h4 c7-c5

Schwach die Bauernstellung d5, besser war Weiterentwicklung.

9.	Sg1-e2	g7-g5
10.	Lh4-g3	c5-c4
11.	Ld3-c2	h6-h5
12.	0-0	h5-h4
13.	Lg3-e6	Sd7-b6
14.	e3-e4!	Dieser Zug gilt als

Einleitung für die Schwächen der schwarzen Bauernstellung im Zentrum.

14.	---	Lb4xc3
15.	Se2xc3	Lc8-e6
16.	f2-f4!	g5xf4
17.	Tf1xf4	Th8-h5
18.	Sc3-b5	Ke8-f8

Der schwarze König hat eine sehr schlechte Stellung infolge der schlecht angelegten Offensiv.

19.	Sb5-c7!	Ta8-c8
20.	Se7xe8+!	Öffnung der f. Lf1

nie für das Matttreiben.

20.	---	f7xe6
21.	Dd1-f3	Kf8-f7
22.	Tal-f1	Sb6-d7
23.	Le5xf6	Sd7xf6
24.	e4-e5!	Dd3-b3

25. Df3-g4! Nun droht Damenverlust oder Matt in 5 Zügen.

25.	---	Tc8-g8
26.	Tf4xf6+	Aufgegeben.